



Dem Wahnsinn verfallen

Meine eigenen Worte haben mich so sehr verunsichert und gequält, daß ich auf dem Rückweg mehr oder weniger durch den Wald torfke, ohne genau zu wissen, wohin ich eigentlich trete.



Wie automatisiert setze ich einen Fuß vor den anderen, die Sicht verschwimmt, die Gedanken ebenso. Und dann, so erinnere ich mich später undeutlich, bleibe ich stehen. Geht die Sonne bereits unter? Oder ist es meine Identität, die langsam verblasst? Ich nehme einen Schluck Tee. Und dann noch einen. Jergendwann ist der Beutel geleert.

Schwachbeinig falle ich nieder ins Gras. Ob da Totholz liegt oder Steine, das interessiert mich nicht. Den Blick gen Himmel gerichtet, der Mund leicht geöffnet und so trocken wie ehedem, als ich vor Darren meine Befürchtungen darlegte. Etwas steuert mich, etwas erfasst mich. Was es war, werde ich nie verste-

hen. Was es wollte, ebenso wenig. Aber es bewirkt den Rückblick in einige der aufregendsten Momente meines Lebens. War der Tee schuld?

Erwachen ist, denjenigen Moment im Traum zu erkennen, der einem so vertraut ist, daß man nur noch wach sein kann. Es ist schon paradox, dem Wahnsinn ganz sicher verfallen zu sein, obgleich ich doch so viel mehr träume als lebe!

Kaum die Augen an diesem Morgen geöffnet, finde ich mich tief im Wald wieder. Daschon ich meine Lage noch gar nicht begriffen hatte, spüre ich, an dem Ort zu sein, an dem ich am Abend zuvor eingeschlafen bin. Der Wald war es noch immer, aber nicht mehr der Abschnitt, an dem ich mich niedergelegt habe. Wo bin ich nur?

Mit immensen Kopfschmerzen sehe ich mich um und suche nach Anhaltspunkten: Hier ist der Wald lichter, weniger Büsche, und kein Weg zu sehen. Wo ist der Weg?! Bin ich in der Nacht weitergelaufen, ohne mich zu erinnern?! Ich weiß nur noch, mich hingelegt und von meiner Vergangenheit geträumt zu haben.

War das Wirklichkeit? Wo ...? – Und dann erkenne ich es wieder: Deerts Winkel.

Wenn ich mich schon in dem Waldstück bei Deerts Winkel befinde, würde es ja gar nicht mehr weit sein bis zum Büntergrashof. Es ist morgens, das sehe ich. Aber noch viel wichtiger ist die Frage: Würde Annieß auf mich gewartet haben? Immerhin verabschiedete ich mich von ihr mit dem Vorhaben eines kurzen Besuchs bei meinen Freunden; von einer Übernachtung war nie die Rede. Ich hoffe, sie ist klug genug, auch diese Möglichkeit in Betracht zu ziehen und damit ihre Sorgen über meine Heimkunft zu beschwichtigen.

(Oder ist es gar ganz anders? War ich nur kurz im Wald eingeschlafen an einem Juli=Nachmittag vor vielen Jahren? Und zwar genau dann, als ich erstmalig mit meiner Mutter hier war? Hatte ich mir all die Beschehnisse, die ich bislang aufgeführt habe, nur eingebildet? Durch meinen Kopf geschossene Erinnerungen innerhalb einer einzigen Sekunde? Gab es Annieß womöglich gar nicht? Allenfalls daheim, aber ohne Kenntnis von mir? Würde statt Annieß nur meine Mutter auf mich warten? Ich könnte dies nur herausfinden, wenn ich mich zum Büntergrashof begeben!)

Mein Stolpern durch den Wald muß das Wild der Umgebung aufgeschreckt haben; und nach wie vor ist mir schwindelig: Ständig stütze ich mich an den Nadelbäumen ab und wische dann das Harz auf meine Hose. Einmal falle ich sogar, weil ich mein Gleichgewicht nicht mehr halten kann. Wie konnte ich nur eine solche Strecke bewältigen, für die ich auf dem Hinweg Stunden benötigt habe? An nichts kann ich mich erinnern ...

Schließlich erreiche ich den Büntergrashof, und alles scheint normal zu sein. Trotzdem halte ich Ausschau nach Hinweisen, die mir zeigen würden, ob ich all das nur geträumt habe (und meine Mutter auf mich wartete) oder es wirklich so sey, wie bisher berichtet wurde. In letzterem Fall würde mich die besorgte Annieß empfangen.

Keine Stimme höre ich. Woher auch? Entweder höre ich nichts, weil meine Mutter unterwegs ist, oder Annieß ist alleine. Mit wem sollte sie auch reden? Allerdings begegne ich meinem ersten Hinweis, als ich unachtsam in meine Tasche greife und dort den Trankebeutel hervorziehe, aus dem ich diesen benebelnden Tee getrunken habe. Es war also die eine Variante der Geschichte wahr.

Unbeirrt aber vorsichtig nähere ich mich der Haustür, trete ein und horche um mich. So groß ist das Haus nicht, ich hätte Annießs Anwesenheit unlängst gewahr werden müssen. Es sey denn, sie schläft gerade. Schließlich wage ich noch einen Blick durch die Fenster der Wohnstube, vielleicht ist sie ja im Garten. Und tatsächlich: Dort erblicke ich sie beim Jäten. Am Kohl macht sie sich gerade zu schaffen und entfernt Unkraut. Konzentriert auf ihre Arbeit bemerkt sie mich nicht; weder meine eigentliche Anwesenheit, noch meine schmachtenden Blicke voller Sehnsucht, sie endlich wieder in meinen Armen halten zu werden; zu fühlen, wie echt sie sey. Leider kommt mir etwas in die Quere.

Es handelt sich um einen bemerkenswert ausgeprägten Anfall von Müdigkeit. So stark und plötzlich, wie ich ihn mir nie vorstellen konnte, oder gar erwartet hätte. Doch so trifft er mich. Beinahe wäre ich auf der Stelle umgefallen und eingeschlafen!

Die Augen fallen mir im Sekundentakt zu, ich gähne ununterbrochen. Bevor ich in der Stube auf dem Holzboden einschlafe, so denke ich mir, suche ich das Bett auf. Mit erschöpften Schritten klettere ich ins Obergeschoss. Obwohl die Treppe nicht

einmal ein Dutzend Stufen hat, halte ich zwischendurch drei Mal inne, hänge über dem Geländer und will nur noch schlafen. Ich schaffe es und falle, ohne die Kleidung abzulegen, unmittelbar ins Bett.

Zunächst geht es mir gut, ich muß angenehm geträumt haben. Manche Leute finden es ungewöhnlich, sich an ihre Träume zu erinnern; bei mir ist es genau andersherum: Ich kann mich immer an meine Träume erinnern.

Dieses Mal kann ich mich merkwürdigerweise nicht an einen Traum erinnern; umso erstaunlicher, daß ich mir nicht einmal sicher bin, überhaupt einen Traum gehabt zu haben. Nur Annie! sehe ich vor mir; sehe sie vor meinem Gesicht mit einem Lächeln.

Sie hat mich entkleidet und in eine Decke eingeschlossen. Durch das geöffnete Fenster zieht frische Morgenluft ins Zimmer.

»Ist das noch der gleiche Morgen?«, stöhne ich.

»Nein, mein Lieber. Am gestrigen Morgen bist du angekommen.« Sie klingt in keiner Weise verärgert, so wie ich es angenommen habe. Immerhin habe ich mich nicht zurückgemeldet.

Während ich immer noch darauf wartete, mit lauten Worten ausgeschalt zu werden, nimmt sie den feuchten Lappen von meiner Stirn, wringt ihn in einem Eimer neben dem Bett aus und legt ihn wieder auf.

»Du brauchst jetzt nicht zu sprechen.«, schlägt sie vor und neigt ihren Kopf so weit, daß unsere Lippen nur noch einen Zentimeter Luft trennen. Das ist genau das, was ich brauche. Den Kopf ein wenig angehoben und ich erfahre die mich stärkende Reinheit ihrer Lippen.

Eigentlich fühle ich mich gar nicht krank. Schweiß liegt mir auf der Stirn, ja. Auch etwas warm ist mir und schwach und benebelt erkenne ich meine Glieder und Sinne; geistig jedoch so aufgeweckt, daß ich nur noch aufspringen und zu einem Schreibpult rennen will, um mir die vielen, in meinem Kopf herumspukenden Ideen sogleich zu notieren.

»Ich weiß auch nicht, was mit mir ist. Mir ist so schwindelig.«

»Das macht nichts.«, bemuttert sie mich: »Ruhe dich aus, wir reden später.«

»Aber ich empfinde die Bedrängnis, unbedingt jetzt etwas sagen zu müssen! Ich habe Ideen! Kannst du Papier und einen Stift reichen?«

Meine Euphorie muß sie erschrocken haben, jedenfalls kann ich das in ihrem Gesicht lesen.

»Ich glaube, das solltest du jetzt nicht tun.«, hält sie mich zurück.

»Na gut.«, presche ich aufs Neue hervor: »Dann erzähle ich dir eben davon.«

Und ich beschreibe dieser aufmerksamsten Zuhörerin alle meine Gedanken und Entdeckungen, die so jäh meinem Kopf erschienen waren, wie mich die Müdigkeit am vorherigen Tag ereilte. Vielleicht läßt mich Anniek auch nur schwafeln, weil sie meint, dadurch würde ich wieder einschlafen, um meine Kraft letztlich zu schonen.

Tatsächlich hat sie mir zugehört, ohne meinen Gedankenfluß auch nur ein einziges Mal zu unterbrechen. Ihr Blick zeigte teilnahmslose Neutralität, aber ich weiß es besser. Niemand sonst, den ich kenne, wäre mir mit solcher Fürsorge begegnet, hingebungsvoll und charmant.

»Du bist noch da.«, stelle ich lächelnd fest, nachdem ich abermals aus einem längeren Schlaf erwacht bin. Nichts an ihr hatte sich verändert. Weder ihre Sitzposition, noch ihre Mimik. Sie starrt mich an. Unablässig. Fürsorglich.

»Ja natürlich. Sey unbesorgt. Dein Fieber nimmt schon wieder ab.«

»Mein Fieber?«

»Kannst du dich an nichts erinnern? Wie du mir stundenlang von neuen Entwicklungen und Ideen erzählt hast? Oder wie du, offenbar krank vor Fieber, vor zwei Tagen hier oben ins Bett gefallen bist?!«

»Was denn für Entwicklungen?« – Ich kann mich an nichts erinnern. »Und was für Fieber? Das muß Catlas Tee gewesen sein! Catla ist Darrens Frau, mußt du wissen.«

»Tee? War da irgendetwas drin?«

»Das nehme ich an. Der Schwindel befiel mich erst, nachdem ich einige Schlucke davon zu mir genommen hatte!«

»Aber wieso tut Catla dann so etwas?«

»Weil sie mich sehr gut kennt!«, schmunzle ich: »Und am Ende habe ich ihr dankbar zu sein, weil sie mich doch zu dir zurückgeführt hat.«

»Das verstehe ich nicht.«, gibt Anniek mit Unverständnis zu.

»Das macht nichts. Ich verstehe es auch nicht vollständig. Das wichtige ist: Nun bin ich zurück!«

»Fühlst du dich denn schon besser? Ich meine, zum Aufstehen und so?«

Und ich höre gar nicht richtig zu: Voller Stolz und Sehnsucht schaue ich in ihr bezauberndes Gesicht; verfolge jeden Hautzug, die Umrandung der Augen, den Ansatz des Haares, umschiffe die Nasenflügel und berühre mit meinen Augen ihre Ohren. Eine unsichtbare Geisterhand legt sich auf ihr Gesicht und streichelt es. Die Zeit bleibt stehen.

Was ist nur wieder mit mir geschehen? Ein Bein, das mir fehlt. Meinen Kopf habe ich ja noch. Und er hilft zu verstehen, ebenso wie er es behindert.

Präzision ist in diesen Tagen nicht maßgeblich an meiner Wahrnehmung beteiligt; alles erscheint mir im schizophrenen Lichte. Einem Anschein, den ich nicht mehr von der Wirklichkeit unterscheiden kann. Und ebenso wie Licht, das einem auf der Haut tänzelt unwirklich erscheinen möge, ist es doch real.

Liege ich wirklich in diesem Bett? Bin ich wirklich ich? Was tue ich hier eigentlich? Ist das der Büntergrashof, den ich als meine Heimat anerkenne? Oder sitze noch dort, wo ich war, bevor meine fantastische Reise begann?

Im Hin und Her der sich entscheidenden Gedanken und abwägenden Emotionen beobachte ich die vielen feinen und kurzen Haare auf meinem Bauch bis hinab zu meinem Bauchnabel. Die Decke bedeckt gerade noch meine Hüfte und meine Liegeposition führte dazu, daß mein Hemd ein wenig verrutscht ist. Und nun liegt der Bauchnabel frei.

Die Beobachtung der sich kräuselnden Haare läßt mich nachdenken und Feststellungen treffen, für die ich zuvor nicht mutig genug war: Denn wenn ich etwas so detailliert beobachten kann, muß es einfach echt sein! Schon viele Male habe ich geträumt und diverse Dinge für unmissverständliche Sinnbilder gehalten; nach dem Aufwachen wusste ich genau, wie idiotisch das Erträumte gewesen ist. Sich dessen bewusst zu sein, macht alles nicht einfacher; ermöglicht mir jedoch eine hinreichend vorurteilsfreie Entscheidung zu treffen: Das hier muß echt sein! Und auch wenn es das nicht ist – ich habe mich für dieses Leben entschieden. Mit all seinen Wendungen, seinen Möglichkeiten und faszinierenden Tatsachen.